



Paartherapie

Wenn auf deutschen Bühnen, in Unis und Museen über Israel gestritten wird, werden sie als Schlichter gerufen: Unterwegs mit dem muslimisch-jüdischen Paar Saba-Nur Cheema und Meron Mendel

Von Annabel Wahba, ZEITMAGAZIN NR. 18/2024, 25.04.2024

Die Kulisse im Saal des Literaturhauses Berlin wirkt wie ein Hinweis auf den Verlauf des Abends. Diese bröckelige Wand in der Farbe von Schlamm, an der in kleinen Ausbuchtungen Kakteen mit langen Stacheln wachsen. Auf dem Podium davor sitzen Saba-Nur Cheema, ihr Mann Meron Mendel und der Berliner Schriftsteller Behzad Karim Khani und reden leise miteinander, bevor ihre Veranstaltung beginnt. Cheema ganz in Schwarz, die beiden Männer im Rollkragenpullover, sie wirken in dieser Dekoration etwas fehl am Platz, wie drei Intellektuelle auf Wildwest-Ausflug.

Die Veranstaltung trägt den Titel: "*Eine neue Sprache finden – der 7. Oktober, Gazakrieg und die deutsche Debatte*". Auf den Stühlen im Saal liegen Zettel, die Zuhörer sollen Wörter notieren, die ihnen dazu einfallen. Über die wollen die drei auf der Bühne dann diskutieren. Draußen vor der Tür warten Trauben von Menschen, die hoffen, noch reingelassen zu werden, obwohl die Tickets ausverkauft sind. Es ist nur nicht ganz klar, ob all die Leute gekommen sind, weil sie wirklich hören wollen, was die drei zu sagen haben.

Noch bevor ein Wort gesprochen ist, war in den sozialen Medien schon eine Diskussion entbrannt über das Panel, auf dem eine Deutsch-Pakistanerin (Cheema) und ein Deutsch-Israeli (Mendel) auf einen Deutsch-Iraner (Khani) treffen, um über den Nahostkonflikt zu reden. "Wo sind die Palästinenser???", schrieb eine Kommentatorin auf Instagram. "Schämt ihr euch nicht?", ein anderer.

Nachdem im Saal und im Nebenzimmer auch der letzte Platz besetzt ist, ergreift Mendel das Wort: "Es ist viel Energie im Raum." Er lacht, aber man ahnt, dass dies kein leichter Abend wird.

Dabei sind er und seine Frau Profis. Saba-Nur Cheema, 37, ist Politologin und Antirassismus-Trainerin. Meron Mendel, 48, Historiker und Erziehungswissenschaftler, Professor in Frankfurt und Co-Leiter der Bildungsstätte Anne Frank. Kulturinstitutionen, Bildungs- und Medienunternehmen holen sich das Paar für Workshops ins Haus oder wenn Mitarbeitende sich in politischen Streitereien verlieren. Die beiden schlichten, wenn, wie es kürzlich der Fall war, ein syrischer Musiker in Deutschland nicht in einem Orchester mit Israelis spielen will. Sie sind wie ein Schiedsrichterduo: er, der israelische Jude, aufgewachsen in einem sozialistischen Kibbuz in der Negev-Wüste, und sie, die deutsche Muslimin, deren Eltern aus Pakistan fliehen mussten, weil sie zu einer muslimischen Reformbewegung gehören, die dort verfolgt wird. Seit dem 7. Oktober habe sich ihre Arbeit dramatisch verändert, sagt Mendel. An manchen Tagen bekommen sie jetzt stündlich Anfragen, zuvor war es eher eine am Tag, "es brennt überall".

In der Öffentlichkeit ist er noch präsenter als sie, er ist der *public intellectual* der Stunde. Als es jüngst bei den Filmfestspielen in Berlin oder 2022 auf der Kunstausstellung Documenta in Kassel Antisemitismuskritik gab, wurde Mendel auf allen Kanälen interviewt. Die Freie Universität Berlin rief an nach propalästinensischen Protesten auf dem Campus, die Universität Kassel ebenso. In einer Debatte, die oft hysterisch geführt wird, gilt er als "Stimme der Vernunft", wie der israelische Autor und ehemalige Politiker Avrum Burg sagt. Wo viele unsicher sind, sich kein Urteil zutrauen, wird Mendel gefragt. Politiker setzen auf seine Expertise. Wenn man in Regierungskreisen über Antisemitismus-Prävention spricht, fällt garantiert sein Name.

Immer öfter treten Cheema und Mendel nun zusammen auf, kuratieren Debattenreihen, sprechen auf Konferenzen. Sie sind eine Art Power-GmbH, die sich sowohl bei Muslimfeindlichkeit als auch bei Antisemitismus zu Wort



meldet – zwei Themen, die auf den ersten Blick wie Gegensätze wirken. Wer sie einlädt, widmet sich beidem im Doppelpack. Das ist attraktiv für die Veranstalter, vor allem in Deutschland, wo die Angst groß ist, sich die falschen einzuladen.

Was können sie erreichen, wenn die Fronten verhärtet sind? Und warum ausgerechnet sie? Wie lehrt man das: zuhören, wenn man mitten in einer überhitzten Debatte steckt?

Im Literaturhaus geht Meron Mendel erst mal in die Offensive: "Man könnte diesen Abend mit der Frage beginnen, warum er ein Fehler ist." Dann fragt er Behzad Karim Khani, wie er die Kritik empfinde, dass hier die palästinensische Perspektive fehle. Absolut berechtigt, sagt der. Aber diese Veranstaltung sei nur die erste in einer Reihe, die er fürs Literaturhaus kuratiere, er verspricht, dass hier bald auch palästinensische Autorinnen und Autoren sitzen werden. Dann diskutieren die drei über die Wörter auf den Zetteln der Zuschauer. Es geht um "Empathie", von der Cheema sagt, dass sie in diesem Konflikt auf beiden Seiten fehle. Um das Wort "Nakba", Katastrophe, das im Arabischen ein Synonym ist für die Vertreibung von Palästinensern bei der Staatsgründung Israels 1948 und zu dem Mendel sagt, alle Israelis sollten die Geschichte der Nakba kennen, sie müsste dort endlich in jedem Schulbuch stehen. Und es geht um "Apartheid". Kein Reizbegriff der Nahostdebatte wird ausgelassen. Allerdings sind die drei sich meist recht einig.

Dann ist das Publikum dran. Eine Frau mit französischem Akzent meldet sich zu Wort, sie sei Migrantin, aus welchem Land, sagt sie nicht. Sie sitzt im Nebenzimmer, ihre Stimme hallt aus dem Off durch den Saal. "Wir wollen jemanden palästinensischen hier", sagt sie. Sie fühle sich nicht gesehen von den dreien auf der Bühne, sie spüre keine Empathie von ihnen. "Ich bin total zerstört", schluchzt sie.

Die drei auf dem Podium blicken zu Boden. "Ich würde das als Statement stehen lassen", sagt Meron Mendel in die peinliche Stille hinein. Andere Frauen aus dem Nebenzimmer melden sich zu Wort, sie scheinen als Gruppe hier zu sein. Eine von ihnen ist empört, weil sie glaubt, jemand auf dem Podium hätte



verlangt, dass der Begriff Nakba nicht mehr verwendet werde. Und als trüge das Trio auf der Bühne die Verantwortung dafür, ruft eine andere:

"Palästinenser werden in Deutschland kriminalisiert!"

Mendel und Cheema bemühen sich um Ruhe, mit solchen Gefühlsausbrüchen umzugehen, gehört zu ihrem Geschäft. Sie selbst sind "rational bis zur Schmerzgrenze", wie es die Moderatorin einer anderen Veranstaltung mal formulierte. Aber nun wirkt Cheema etwas genervt, erst kürzlich hat sie im *Spiegel* kritisiert, dass in Deutschland Demonstranten, die auf das Leid von Zivilisten in Gaza aufmerksam machen wollen, kriminalisiert würden. Und Mendel fragt in die Runde: "Wie kann man aus so klaren Äußerungen genau das Gegenteil verstehen?" Es ist, als werde im Literaturhaus ein Stück aufgeführt, das allen vor Augen führt, wie weit man von einer gemeinsamen Sprache entfernt ist.

Nach der Veranstaltung sitzen die drei bei einem späten Abendessen zusammen. Saba-Nur Cheema ist im siebten Monat schwanger, ihre Hand liegt oft auf ihrem Bauch. Der Schriftsteller Khani wirkt ratlos. Mendel und Cheema hingegen sind wenig überrascht. "Man mag uns, oder man mag uns nicht", sagt sie. Den einen sind sie zu proisraelisch, anderen zu sehr auf der Seite der Palästinenser. Oft sitzen sie zwischen den Stühlen. "Das Einzige, was mir immer wichtig war", wirft Mendel ein, "ist, dass ich sagen kann, was ich denke."

Wenn es um seine Haltung geht, legt er sich auch mit dem Botschafter seines Heimatlandes Israel an: Ron Prosor warf ihm vor, er relativiere Antisemitismus, als Mendel 2022 die Hamburger Gastprofessur für zwei Mitglieder des indonesischen Kuratorenkollektivs Ruangrupa verteidigte. Ruangrupa hatte zuvor auf der Documenta ein Großbanner des Künstlerkollektivs Taring Padi gezeigt, eine Art Wimmelbild, auf dem antisemitische Motive zu sehen waren, darunter ein orthodoxer Jude mit SS-Runen auf dem Hut. Die Kuratoren entschuldigten sich anschließend. Mit ihrer Gastprofessur wollte die Hamburger Kunsthochschule einen "Diskussionsraum" eröffnen. Zwischen Prosor und Mendel entspann sich ein Schlagabtausch in den sozialen Medien.



In einem Gastbeitrag für die *Welt* schrieb der Botschafter, es seien die immergleichen Israelis, die sich "an die Seite der Israelfeinde" stellten – sie erinnerten ihn an den "Grizzly Man" aus Werner Herzogs gleichnamigem Film, der mit Bären zusammengelebt habe, bis einer ihn schließlich tötete.

Auch andere, wie der Hamburger Antisemitismus-Beauftragte Stefan Hensel, werfen Mendel vor, dass er sich nach der Documenta mit Ruangrupa auf einem Symposium an einen Tisch setzte. Damit stellte er Mendels elementares Anliegen infrage: schlichten.

Mendel sagt, vom Zentralrat der Juden habe er in den letzten Jahren überhaupt keine Einladung bekommen. Und Cheema erzählt, dass sie seit ihrer Heirat von einigen muslimischen Gemeinden nicht mehr eingeladen werde. "Mich kratzt das mehr als Meron. Ich würde mir wünschen, dass unsere Beziehung mehr akzeptiert wird", sagt sie. Sie habe ihre Ehe mit Mendel anfangs aus der Öffentlichkeit heraushalten wollen, ihr Mann habe sie aber vom Gegenteil überzeugt. Nun ist die Beziehung ihr Markenzeichen geworden.

Es ist elf Uhr abends, die beiden brechen auf in ihr Hotel, sie müssen noch ihre Kolumne *Muslimisch-jüdisches Abendbrot* fertig schreiben, die einmal im Monat in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erscheint. Mal schreiben sie über Politik, mal über Privates, etwa darüber, wie sie als muslimisch-jüdisches Paar Heiligabend verbringen (mit einem langen Spaziergang). Heute ist Sonntag, sie waren den ganzen Tag unterwegs, morgen um neun Uhr müssen sie in der Freien Universität Berlin sein für einen Vortrag – wollen sie sich nicht mal ausruhen? Mendel winkt ab, "es macht uns Spaß, zusammen zu denken und zu arbeiten", sagt er.

Beide waren schon als Jugendliche politisch aktiv. Mit neun oder zehn Jahren, erinnert sich Cheema, entdeckte sie in einer Bibliothek das Tagebuch der Anne Frank. Das Buch ließ sie nicht los, "fliehen müssen, sich verstecken, das kannte ich auch von meinen Eltern", sagt sie. Ihre Mutter habe ihr oft erzählt, wie sie die Pogrome gegen die Ahmadiyya-Minderheit, zu der die Familie gehört, in Pakistan 1974 nur durch Glück überlebt habe und sich danach einige Monate lang bei Bekannten verstecken musste, die keine Ahmadis waren. Als



Saba-Nur Cheema mit 15 Jahren von ihrer Geschichtslehrerin erfuhr, dass die Bildungsstätte Anne Frank Guides für eine Ausstellung suche, bewarb sie sich und wurde genommen. Es war zwei Jahre nach den Attentaten vom 11. September, die Zeit wachsender Angst vor Islamismus. "Manche Besucher wunderten sich, dass ich als Muslimin durch die Ausstellung führe, einige waren richtig irritiert", sagt Cheema heute. Damals begann sie sich nicht nur für Antisemitismus zu interessieren, sondern auch für Muslimfeindlichkeit.

Meron Mendel war etwa im gleichen Alter, als er sich entschied, die Schule seines Kibbuz zu verlassen, weil ihm die anderen Jugendlichen dort zu unpolitisch waren. In seinem Buch *Über Israel reden* beschreibt er, wie er einen anderthalbstündigen Weg zum Gymnasium in der Stadt auf sich nahm. Dort kam er in Kontakt mit der Friedensbewegung Peace Now und demonstrierte bald fast jede Woche für eine Aussöhnung mit den Palästinensern.

Einige Tage nach der Veranstaltung, neun Uhr morgens, Mendel stellt vor einem Bürogebäude sein Fahrrad ab, auf dem Gepäckträger ein Kindersitz. Der zweijährige Sohn hatte gestern noch mit Fieber im Bett gelegen, nun geht es ihm besser, und Mendel hat ihn eben zur Kita gebracht. Seine Frau kommt wenig später mit dem Auto nach, Rad fahren ist ihr mittlerweile zu beschwerlich geworden.

Cheema und Mendel geben heute einen Workshop mit dem Thema: "Kunst- und Kulturwelt zwischen Israel- und Palästinasolidarität". Es geht um Antisemitismus und Rassismus seit dem 7. Oktober. Die Teilnehmer sind Mitarbeitende einer großen Kulturinstitution, die in diesem Artikel anonym bleiben soll. Zwar gab es im Team des Hauses noch keine unüberbrückbaren Zerwürfnisse, dafür aber mit Künstlerinnen und Künstlern, die eingeladen waren. Einige zogen ihre Werke zurück, weil auch israelische Künstler dort gastieren, Palästinenserinnen fühlten sich zensiert, weil die Leitung in Teilen ihrer Arbeit antisemitische Metaphern wahrnahm und diese so nicht zeigen wollte. Danach war das Haus in einer Liste der Gruppe "index.Palestine", die im Netz jeder einsehen kann, als "prozionistisch" erfasst worden. Deutscher Kulturalltag.



Wie viele Institutionen stehen die Mitarbeitenden nun vor der drängenden Frage, wie sie ihr Programm gestalten können, ohne die Kunstfreiheit zu beschneiden, aber auch ohne Eklats zu provozieren. Von Cheema und Mendel erhoffen sie sich eine Anleitung.

Die rund 30 Teilnehmenden sitzen in einem Stuhlkreis im Seminarraum, ein Beamer und drei Flipcharts sind aufgebaut. Mehr Frauen als Männer sind es, etwa zwischen 30 und 50 Jahre alt, eher linksliberales Milieu, eher deutsch als migrantisch, man duzt sich.

In der Vorstellungsrunde sagt ein Mitarbeiter, ihm mache die Selbstzensur Sorgen: "Es erscheint mir zum Beispiel unmöglich, Adania Shibli einzuladen." Die palästinensische Schriftstellerin sollte während der Frankfurter Buchmesse einen Preis bekommen, dann wurde die Verleihung verschoben, weil den Veranstaltern der Zeitpunkt kurz nach dem 7. Oktober nicht passend schien. "Die *taz* schrieb, Shibli sei eine engagierte BDS-Aktivistin, weil sie vor 17 Jahren einen Boykottaufruf unterschrieben hat. Shibli ging gerichtlich gegen die Zeitung vor, verlor aber", sagt der Mann, seine Stimme wird laut: "Was heißt das für uns? Sie darf bei uns nicht auftreten, weil sie vor 17 Jahren einen Brief unterschrieben hat? Das ist krass!"

Er stellt die Frage, die jetzt alle Institutionen umtreibt: Wen dürfen wir noch einladen? Mendel und Cheema halten sich mit klaren Ansagen zurück, wollen, dass sich die Mitarbeitenden untereinander einig werden, wie sie dazu stehen. Nur so viel sagt Cheema zum BDS-Beschluss des Bundestages, der die Methoden der antiisraelischen Kampagne "Boykott, Desinvestitionen und Sanktionen", kurz BDS, als antisemitisch einstufte: "Der Beschluss von 2019 hat keinerlei bindende Wirkung."

Während der Mittagspause in einer chinesischen Nudelküche erinnern die beiden sich gegenseitig an Termine und an Mails, die noch beantwortet werden müssen. Meron Mendel legt immer wieder den Arm um die Schultern seiner Frau. Als sie die Hälfte gegessen haben, tauschen sie die Teller. Vielleicht lässt sie der Gegenwind von außen noch mehr zusammenrücken. "Wenn wir über etwas streiten, suchen wir nach einem Kompromiss", sagt



Cheema. Ihr Mann fand zum Beispiel nicht gut, dass sie, wie es zum Opferfest üblich ist, Geld spendete für die Schlachtung eines Lamms in Pakistan, das dann Armen zugutekommt – einfach weil er das Tier nicht auf dem Gewissen haben will. Nun spenden sie direkt an Bedürftige dort.

Mendel und Cheema stehen dem BDS kritisch gegenüber: "Da werden Menschen nur aufgrund ihres Geburtsortes oder ihrer Nationalität boykottiert, die Kampagne ist das Aus für Friedensinitiativen und Dialogprojekte", sagt Mendel. Vom BDS-Beschluss des Bundestags halten sie trotzdem nichts, er zeige vor allem die Hilflosigkeit der Politik. Dort sei die Solidarität mit Israel Staatsräson, aber in der Kunst- und Kulturwelt sei der Konsens ein ganz anderer. Es werde nicht funktionieren, wenn ein System dem anderen seine Logik aufdrängen will: "Das schafft nur Feindbilder, und die Meinungsfreiheit wird eingeschränkt. Nur eine inhaltliche Auseinandersetzung hilft." Aber genau die ist eben so schwer.

Und manchmal scheitert sie ganz. Die beiden erzählen von der Beratung des Orchesters, in dem der syrische Musiker nicht mit Israelis spielen wollte. Sie trafen sich mit ihm und der Leitung. "Es war schnell klar, dass er eine antisemitische Haltung hat", sagt Cheema. "Unser Ziel war nicht, ihn zu bekehren. Sondern dass sich die Leitung überlegt, ob sie das akzeptiert." Sie rieten zu einem Gedankenexperiment: Was würdet ihr machen, wenn er sich aus religiösen Gründen weigerte, mit einer Frau zu musizieren? Die Antwort kam schnell: Das ginge nicht. Der Musiker verließ die Einrichtung.

Einmal entwickelte Mendel mit den Leitern eines Hauses auch einen *code of conduct*, einen Verhaltenskodex, in dem festgelegt ist, was für sie die Gos und No-Gos in der Debatte sind. So einen wünscht sich auch Kulturstatsministerin Claudia Roth für jede der Institutionen, die ihr unterstehen. Sie ist mit Mendel in Kontakt. "Man kann den jeweiligen Verhaltenskodex nicht vorgeben, jedes Haus muss ihn selbst entwickeln", sagt er.

Ein paar Grundregeln, die klar sein sollten, haben Cheema und Mendel aber dennoch aufgestellt, die Uni Kassel hat sie sogar auf ein Banner gedruckt und auf dem Campus aufgehängt. Darauf heißt es unter anderem: Weder das



Existenzrecht Israels noch das Recht der Palästinenser auf einen eigenen Staat sollen infrage gestellt werden. Die Verantwortung für den hundertjährigen Konflikt liegt nicht nur bei einer Partei. NS-Vergleiche verbieten sich.

Um eine Haltung einzunehmen, braucht man Wissen. Und das fehlt in der Runde im Workshop noch. Am Nachmittag teilen Cheema und Mendel Gruppen ein und verteilen Blätter, auf denen es um die beiden Hauptnarrative in der Debatte seit dem 7. Oktober geht: "*Jewish lives don't matter*" und "*Silencing von palästinensischen Stimmen*". Je eine Gruppe soll sich mit einem der beiden Themen auseinandersetzen. Auf den beiden Blättern sind Fotos von Ereignissen der letzten Monate zu sehen. Auf dem einen sieht man zum Beispiel einen Schriftzug über dem autonomen Zentrum Rote Flora in Hamburg, auf dem nach dem 7. Oktober zunächst der Spruch "*Killing jews is not fighting for freedom*" zu lesen war und auf dem dann Unbekannte das Wort *jews* durchgestrichen und *humans* darübergeschrieben haben. Auf dem anderen ist Adania Shibli zu sehen.

Die Gruppen ziehen sich in Ecken des Seminarraumes zurück und beraten. Nach 20 Minuten präsentieren sie ihre Ergebnisse. In der Gruppe, in der es um das *Silencing* von Palästinensern geht, erzählt eine Mitarbeiterin, wie sie mehrere Wochen nach dem 7. Oktober mit einem arabischen Künstler, der bei ihnen gastierte, um eine Stellungnahme rang. Ihr war wichtig, dass es nicht nur um die Lage in Gaza geht. In der Branche behaupten nun einige, man habe ihn zum Schweigen gebracht. Allen fallen Beispiele arabischstämmiger Künstler ein, die nicht mehr auftreten dürfen oder wollen.

Dann ist die zweite Gruppe dran, die zum Thema "*Jewish lives don't matter*" referieren soll. "Es fiel uns schwer, diese Perspektive einzunehmen", sagt der Sprecher, sie hätten die Beispiele nicht sofort mit der Fragestellung in Verbindung bringen können. "Es überrascht mich nicht, dass euch das eine unklarer ist als das andere", entgegnet Mendel. Seine Stimme klingt etwas bitter, man hört ihm die persönliche Betroffenheit an. Er spricht von der "Empathielosigkeit" so vieler im Kunstbetrieb nach dem Überfall der Hamas auf Israel.



Der 7. Oktober hat an den politischen Auffassungen des Paares gerüttelt. "Es gibt muslimische Bekannte, mit denen ich nichts mehr zu tun haben will", hatte Cheema beim Mittagessen gesagt, "ihre Reaktionen haben mich verletzt, schließlich habe ich Familie in Israel." Auch Mendel wurde schwer enttäuscht. Da waren zum Beispiel jene beiden Mitglieder von Ruangrupa, die Mendel verteidigt hatte. Sie likten kurz nach dem 7. Oktober einen Post, in dem der Terror der Hamas gefeiert wurde. "Das war so ein Rückschlag", sagt er.

Um im Workshop zu erklären, warum das Übermalen des Spruchs "*Killing jews is not fighting for freedom*" an der Roten Flora so problematisch ist, zieht Mendel eine Analogie zur Black-Lives-Matter-Bewegung: Man stelle sich vor, man würde ihren Namen in "*All Lives Matter*" umändern. Dass dies eine Relativierung des Rassismus gegenüber Schwarzen wäre, leuchtet allen sofort ein. "Das übermalte Banner verschweigt, dass die Menschen in Israel getötet wurden, weil sie Juden waren", sagt Mendel. Es kommt doch noch eine Diskussion in Gang, am Ende wünscht sich die Gruppe einen weiteren Tag mit Mendel und Cheema.

Wie sind sie überhaupt zu öffentlichen Brückenbauern geworden?

Das Thema Israel sei wie eine Gesinnungsprüfung, der man sich und seine Gesprächspartner unterziehe, sagt Mendel: "Wenn wir über Israel reden, dann reden wir eigentlich über uns selbst." Zu Israel hat in Deutschland jeder eine Meinung, aber die wenigsten waren schon einmal dort. So wurde Mendel zunehmend derjenige, der den Deutschen dieses Land erklärt. "Er war einfach mehrmals der richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Ort", sagt Joachim Valentin, der das Haus am Dom in Frankfurt leitet, ein großes kirchliches Bildungszentrum. Die beiden arbeiten seit Jahren zusammen und sind befreundet. 2023 erschien Mendels Buch *Über Israel reden*, in dem er seine Biografie mit der Debatte in Deutschland verbindet. "Damit traf er einen Nerv", glaubt Valentin. Mendel strahle Glaubwürdigkeit aus, weil er sich keiner der beiden Seiten im Nahostkonflikt zurechne. "Außerdem ist er ein guter Entertainer. Das mögen die Leute." Dass seine Frau eine muslimische Politologin ist, die die Bundesregierung zu Muslimfeindlichkeit beriet, macht



die beiden in der deutschen Öffentlichkeit zu einem unschlagbaren Duo. Dabei nehmen viele Muslime Cheema vermutlich nicht als ihre Stimme wahr, weil sie der Ahmadiyya-Gemeinde angehört. Und über Mendel sagte der jüdische Schriftsteller Maxim Biller im *stern*, er sei ein "FAZ-Hofjude", der sich hier beliebt machen wolle.

Ein schlichtes Mehrfamilienhaus in Frankfurt, zweiter Stock. Im Wohnzimmer stehen Spielzeug-Parkhäuser, über dem Esstisch hängt ein großes Ölgemälde, eine Landschaft in der Negev-Wüste. Es stammt von Meron Mendels Vater, der im Ruhestand angefangen hat zu malen. Auf dem Sideboard steht eine jüdische Menora, direkt darunter eine Miniatur der Kaaba. Beides haben ihre Mütter mitgebracht, die eine aus Israel, die andere von der Pilgerreise nach Mekka. Als wollten sie sichergehen, dass ihre jeweilige Religion in dieser gemischten Beziehung nicht in Vergessenheit gerät.

Saba-Nur Cheemas Mutter klingelt, es ist zwölf Uhr mittags, sie hat Essen mitgebracht. Ein pakistanisches Gericht mit Spinat und Kartoffeln, nicht zu scharf wegen des Besuchs. Sie hat außerdem Teig dabei, aus dem Saba-Nur Cheema kleine Fladenbrote formt und in einer flachen Pfanne auf dem Elektroherd backt.

"Ach, dieser Herd", schimpft die Mutter. "Für das Brot braucht man die Flamme eines Gasherds." So werde das Brot luftiger.

Saba-Nur Cheemas Mutter setzt sich an den Esstisch. Sie bittet darum, ihren Vornamen nicht zu nennen, sie steht nicht gerne in der Öffentlichkeit. Das Tuch, das sie draußen immer locker über den Haaren trägt, legt sie sich jetzt über die Schultern.

Meron Mendel kommt aus dem Nebenzimmer und begrüßt seine Schwiegermutter mit einer Umarmung, er nennt sie *ammi jaan*, Mutterherz auf Urdu. Sie passt oft auf den Enkel auf, wenn ihre Tochter und deren Mann arbeiten. Mendel spricht mit seinem Sohn Hebräisch, Cheema und ihre Eltern sprechen Urdu mit ihm. "Unser Sohn wird als muslimisch-jüdischer Mensch später sicher viele Fragen gestellt bekommen, was er überhaupt ist", sagt Cheema. Sie scheint sich darüber mehr Gedanken zu machen als ihr Mann. Im



Gegensatz zu ihm ist sie gläubig, fastet im Ramadan und betet jeden Tag. Mendel scherzt darüber, dass er jetzt zumindest an Feiertagen mit seinem Sohn in die Synagoge gehe, zum Ausgleich, weil die Großeltern ihn freitags gerne mit in die Moschee nehmen.

Cheemas Mutter war schon mal in Israel. Sie hat dort nicht nur Mendels Familie und Freunde kennengelernt, sondern auch palästinensische Verwandte in Haifa besucht: Ihre Schwägerin, die heute in Pakistan lebt, wurde im damaligen Mandatsgebiet Palästina geboren, als Tochter eines Pakistanis und einer Palästinenserin. Die Verwandten in Haifa, einem Zentrum der Ahmadiyya-Gemeinde, gehören der weit verzweigten arabischen Familie Odeh an, einer ihrer Vertreter, Ayman Odeh, ist Vorsitzender der sozialistischen Chadasch-Partei und sitzt im israelischen Parlament.

Mendel erzählt lachend, wie seine Frau vor der Aufgabe stand, ihren Eltern zu sagen, dass sie nun mit einem jüdischen Israeli zusammen sei. Gibt es ein Problem, fällt ihm ein Witz ein. Er habe ihr geraten: Schick ihnen doch ein Foto von dir und einer Freundin, und schreib dazu, dass ihr bald heiraten wollt. Dann wird die Nachricht, dass du einen Juden heiratest, für sie eine Erleichterung sein.

Cheema sagt, für sie sei früher immer klar gewesen, dass sie einen Muslim heiraten würde. Dass sie und Mendel dennoch ein Paar wurden, erklärt sie so: "Unsere Herkunft wurde plötzlich irrelevant." Sie war schon an der Bildungsstätte Anne Frank, als Meron Mendel dort 2010 Leiter wurde. Gemeinsam bauten sie den Bereich der Bildungsprojekte auf, den Cheema leitete. Über die Arbeit wurden sie 2018 ein Paar, 2021 verließ Cheema die Einrichtung, um ihre Promotion an der Goethe-Universität in Frankfurt zu beginnen.

Heute sind die beiden gewissermaßen selbst ein wandelndes Bildungsprojekt. Was sie in ihren Workshops lehren, leben sie auch. Deshalb ist die Marke Cheema/Mendel so erfolgreich. Wenn man die beiden zu Hause sitzen sieht vor Kaaba und Menora, zwei Mensch gewordene Friedenstäubchen, kommt



einem das so normal vor, dass man sich fragt, warum es kaum Paare gibt wie sie.

Aber anfangs waren selbst ihre Eltern davon überfordert. "Beide Familien haben sich nicht gefreut, um es vorsichtig auszudrücken", sagt Mendel. Cheemas Mutter habe zunächst an einen Scherz geglaubt. Seine Eltern hätten nur stumm den Kopf geschüttelt über seine Entscheidung, eine Muslimin zu heiraten. Wie schwer es für sie gewesen sein mag, ihre Vorbehalte zu überwinden, wurde Cheema bei ihrem ersten Besuch in Israel klar: Sie war überrascht, dass es im Land kaum Schulen gibt, an denen Araber und Juden gemeinsam unterrichtet werden, und unterhielt sich darüber mit Mendels Mutter auf der Couch. "Na ja", sagte die Mutter und blickte ihre zukünftige Schwiegertochter an, "Muslime sind eben unsere Feinde." Cheema sagt, die Mutter habe das nicht böswillig gemeint, "aber ich dachte mir schon: Krass, so hatte ich das nicht erwartet".

Als Mendel und Cheema heirateten, veranstalteten sie eine traditionelle pakistanische Feier in Frankfurt. Ein israelischer Freund, der Fotograf ist, machte Bilder davon. Später fragte er, ob er sie in der israelischen Tageszeitung *Ha'aretz* veröffentlichen dürfe, wo er arbeitete. Die beiden waren einverstanden. Auf einem Foto sieht man Cheema im grünen Sari und mit hennabemalten Händen, auf einem anderen Mendel, der auf einer Art Thron sitzt.

Kaum war der Artikel mit der Überschrift "*Muslimische Braut, jüdischer Bräutigam*" in der englischen Ausgabe der Zeitung erschienen, gingen die Fotos viral und gelangten sogar ins pakistanische Fernsehen. Es gab einige nette Kommentare – aber sowohl in Israel als auch in Pakistan viele böse. In Pakistan machte sogar die uralte Verschwörungstheorie gegen Anhänger der Ahmadiyya-Gemeinde die Runde, sie seien israelische Spione. "Wir waren so naiv", sagt Cheema. Sie ließen den Artikel schnell von der Website nehmen.

Ein Abend Ende Februar. Die gemeinnützige Mercator-Stiftung hat Mendel und Cheema zu einem digitalen Talk mit dem Titel "*Brücken und Brüche*" eingeladen. Die beiden sitzen getrennt, jeder an seinem Computer.



Auch in dieser Runde geht es um ihre ungewöhnliche muslimisch-jüdische Beziehung. Der Moderator fragt, wie sie den 7. Oktober erlebt haben. "Die Ersten, die mich an diesem Tag in den Arm genommen und mit mir geweint haben, waren Muslime", sagt Meron Mendel. Saba-Nur und ihre Familie.

Mendel ist in den letzten Monaten nicht müde geworden, Empathie für sein Land einzufordern. Für eine ZDF-Doku ließ er sich im November nach Israel begleiten. Er hat um die Toten und die Verschleppten in seinem Freundeskreis geweint und damit vielen das Ausmaß des Dramas vor Augen geführt. Aber er ist auch ein lauter Kritiker der derzeitigen israelischen Regierung. "Wir haben es mit zwei Vernichtungsfantasien zu tun: Rechte israelische Minister wie Ben-Gvir und Smotrich imaginieren, dass sich zwei Millionen Menschen in Gaza in Luft auflösen. Auf der anderen Seite steht die brutale Vernichtungsfantasie der Hamas", sagt Mendel. "*From the river to the sea*, um diesen überstrapazierten Slogan zu verwenden, leben sieben Millionen Juden und sieben Millionen Palästinenser. Nur eine Zweistaatenlösung kann langfristig Frieden bringen."

Sein Bruder kämpfe derzeit als Reservist in Gaza, sagt Mendel. Um ihn sorge er sich jeden Tag. Aber auch die Tausenden toten Zivilisten in Gaza – alles berühre ihn. Für die einen ist er deshalb zu wenig Israeli, für die anderen zu viel. Bei diesem Thema, zu dem jeder eine Meinung hat, macht er sich bei allen unbeliebt, deren Haltung er nicht vertritt.

Sein Vorbild sei sein Großvater gewesen, sagt Mendel. Auch er war jemand, der gegen den Strom schwamm, habe viele Freunde in den arabischen Dörfern rund um den Kibbuz gehabt. "Er war herzlich und stark zugleich", sagt er über ihn. Einen Satz habe er ihm mitgegeben: "Du sollst alle Menschen lieben. Außer die Deutschen."

Großvater Mendel stammte aus Belgien, erzählt sein Enkel. "Während des Zweiten Weltkriegs versteckte er sich in halb Europa vor den Deutschen, dann schloss er sich der britischen Armee an." 1945 war er dabei, als sie das KZ Bergen-Belsen einnahm, dort war auch sein eigener Vater interniert – der Sohn befreite ihn.



Der Großvater war schon ein Jahr tot, als Meron Mendel 2001 nach München ging, um einen Master in Geschichte zu machen. "Sonst hätte ich nicht nach Deutschland gehen können", sagt er.

Warum ging er ausgerechnet in das verbotene Land?

"Das hat verschiedene Gründe, teilweise rein praktische", sagt er. Mendel spricht von den Kippunkten in der israelischen Geschichte, Ereignissen, die einem ein Gefühl von Ohnmacht geben. Für Mendel war der Ausbruch der Zweiten Intifada im Jahr 2000 so einer. Er war enttäuscht von der politischen Situation, hatte auf Frieden und eine Zweistaatenlösung gehofft, aber nun war die Lage auswegloser denn je. "Ich hatte das Gefühl, ich brauche Luft."

Deutschland habe eine gewisse Faszination auf ihn ausgeübt, sagt er. Und es hatte einen Vorteil: keine Studiengebühren. "Wenn du aus dem Kibbuz kommst, hast du kein Geld." Dem Masterstudium folgte eine Promotion in Frankfurt, dann kam die erste Anstellung, und irgendwann war klar, dass er bleiben würde.

Ein anderer Workshop, eine andere Stadt. Gut 30 Mitarbeitende einer Kulturinstitution sitzen in einem Vortragsraum im Souterrain, wieder vorwiegend Frauen. Draußen scheint die Frühlingssonne, hier drinnen geht es um den Unterschied zwischen Israelkritik und Antisemitismus. Den sollen die Teilnehmer erkennen lernen.

Cheema und Mendel werfen mit einem Beamer die beiden derzeit geläufigen Antisemitismus-Definitionen an die Wand. Zunächst die Definition der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA) von 2016, zu der Mendel und Cheema erklären, dass sie sehr weitreichend sei und in den letzten Jahren auch oft dazu herangezogen wurde, Kritik an Israel mit Antisemitismus gleichzusetzen. Als Reaktion darauf formulierte eine Gruppe von 200 Holocaust-Forschern 2021 die Jerusalemer Erklärung. Die Sorge der Forscher war, dass die IHRA-Definition im Kampf gegen Antisemitismus nicht hilfreich sei, sondern ihn sogar untergrabe. Die Jerusalemer Erklärung wertet antizionistische Haltungen zum Beispiel nicht als per se antisemitisch – sie



können es aber sein. Auch bezeichnet sie die Ziele des BDS nicht als per se antisemitisch.

Im Workshop sollen die Teilnehmer nun Ereignisse und Veröffentlichungen der letzten Wochen daraufhin untersuchen, ob sie laut einer der beiden Definitionen als Antisemitismus gewertet werden können. Nach einiger Diskussion kommen sie bei zwei Beispielen zu dem Schluss, dass das der Fall ist. Darunter sind, nicht sehr überraschend, Hamas verherrlichende Posts auf Instagram. Aber auch ein Text der jüdischen Journalistin Masha Gessen aus dem *New Yorker*, in dem sie Gaza mit einem jüdischen Ghetto der Nazis in Osteuropa vergleicht. Bei Gessen war die Gruppe unentschieden, am Ende einigt man sich aber darauf, dass mindestens die IHRA-Definition auf den Text angewandt werden könne, da sie "Vergleiche der aktuellen israelischen Politik mit der Politik des Nationalsozialismus" als antisemitisch einstuft.

Ein Prinzip geben Cheema und Mendel den Frauen und Männern auf dem Workshop noch mit: "Jemanden nachträglich auszuladen, ist häufig falsch", sagt Cheema. Das seien alles verpasste Chancen für einen Dialog. In der Abschlussrunde erzählt eine Mitarbeiterin, dass schon bald eine Preisverleihung an einen arabischen Autor anstehe. Sie sagt, sie fühle sich dafür jetzt gut gerüstet.

Auf dem Podium im Literaturhaus hatte Mendel sich irgendwann fast flehentlich ans Publikum gewandt: "Ich kann nur alle bitten, die noch nicht so festgefahrene Meinungen haben: Bitte die Ohren öffnen und zuhören." Er wusste, dass er damit die Frauengruppe im Nebenraum nicht erreicht. In seinem Buch *Über Israel reden* schreibt er, wie er bei einem Schüleraustausch zum ersten Mal auf Palästinenser traf. Danach hätten erst "Hunderte Stunden mit Gesprächen" vergehen müssen, bis er Palästinensern "empathisch zuhören" und ihre Sicht auf den Nahostkonflikt akzeptieren konnte.

Aber wer lässt sich schon auf Hunderte Stunden Gespräch ein, wenn doch die Fronten so unüberwindbar scheinen? Mendel erzählt, wie sie neulich in Berlin Thementage vorstellten, die er und seine Frau kuratieren. Dort werden im Juni israelische und jüdische Wissenschaftler und Künstler auf palästinensische



REPORTER:INNEN
forum

treffen – eigentlich genau das, was in Zeiten des Krieges vonnöten ist. Von einem Journalisten seien sie aber als Erstes gefragt worden, ob sie die Teilnehmenden auf mögliche BDS-Sympathien überprüft hätten, sagt Mendel. Auf diese Diskussion habe er sich gar nicht eingelassen. Dem Journalisten antwortete er: Er könne sicher sein, dass sie niemanden zu seiner BDS-Haltung gegoogelt haben.